

Franz-Xaver Kaufmann
Interdisziplinäre Wissenschaftspraxis
Erfahrungen und Kriterien

Ziel des vorliegenden Beitrags ist es, die Erörterung von Kriterien voranzutreiben, durch die sich interdisziplinäres wissenschaftliches Arbeiten von anderen Arbeitsformen der Wissenschaft unterscheidet. Anlaß zu diesen Überlegungen boten wiederholte Diskussionen im Direktorium des Zentrums für interdisziplinäre Forschung (ZiF) über das Gewicht der Interdisziplinarität bei der Entscheidung über die Bewilligung von Anträgen. Auf der einen Seite wird die Auffassung vertreten, das Entscheidende sei die herausragende wissenschaftliche Qualität dessen, was am ZiF geschieht. Inwieweit dabei die Mitwirkung unterschiedlicher Disziplinen für das Projekt konstitutiv sei, bedürfe dann keiner besonderen Prüfung; es genüge, daß die Teilnehmer sich aus unterschiedlichen Disziplinen rekrutierten. Dem wird andererseits entgegengehalten, daß die spezifischen Risiken der interdisziplinären Zusammenarbeit es seien, zu deren Bewältigung das ZiF einen Beitrag zu leisten habe, es gebe genügend andere Forschungsförderer für die disziplinäre Spitzenforschung. Es genüge nicht, einige Alibi-Vertreter anderer Fächer einzuladen, entscheidend sei vielmehr die erkennbare Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit für die Bearbeitung eines bestimmten Themas. Da dieses Zusammenwirken erfahrungsgemäß schwierig sei, müsse überdies auch Projekten Kredit eingeräumt werden, bei denen ein überdurchschnittliches Ergebnis nicht von vornherein zu erwarten sei. Entscheidend sei vielmehr die Bedeutung und der interdisziplinäre Charakter der Thematik sowie die Fähigkeit der Antragsteller, den zu ihrer Bearbeitung erforderlichen qualifizierten Sachverstand zu mobilisieren.

Natürlich ist dies keineswegs die einzige Argumentationsfront bei der Beratung von Anträgen auf Arbeitsgemeinschaften und Forschungsgruppen, aber doch eine wichtige und auch durchaus interessengebundene. Die Chancen von Vertretern unterschiedlicher Disziplinen, ihre Forschungsinteressen als interdisziplinäre auszuweisen, sind nämlich ungleich verteilt. Je verfestigter eine

bestimmte Disziplin ist, desto schwerer hat sie es mit der Interdisziplinarität – und umgekehrt. So überrascht es nicht, daß bei Anträgen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften Zweifel an ihrer Interdisziplinarität seltener auftauchen als bei solchen aus dem Bereich der Rechtswissenschaft oder der Physik. Und es liegt auch nahe, daß die Vertreter unterschiedlicher Disziplinen entsprechend dieser Interessenlage einer der beiden skizzierten Auffassungen näher stehen.

1. Helmut Schelskys Forderung nach Interdisziplinarität und deren Prämissen

Helmut Schelskys Konzept der Interdisziplinarität ist gegenüber derartigen Frontstellungen merkwürdig indifferent. Es wird gespeist aus einer Einsicht und einem Glauben.

Die *Einsicht*, deren Bedeutung inzwischen wohl eher noch gewachsen ist, bezieht sich auf die *Unvermeidlichkeit der wissenschaftlichen Arbeitsteilung und Spezialisierung*. Immer mehr von immer weniger zu wissen scheint das Schicksal des Spezialisten, und doch ist ohne solche Spezialisierung wissenschaftlicher Fortschritt nicht denkbar. Aus ihr folgt jedoch mit Notwendigkeit eine zunehmende Komplexität sowohl der Wissenschaftsorganisation als auch der Wissensbestände. Die Komplexität der Wissenschaftsorganisation äußert sich zentral in der Vervielfältigung der Fächer: rund 4000 zählte der um 1980 neu bearbeitete Fächerkatalog des Hochschulverbandes. Die Komplexität der Wissensbestände läßt sich nicht nach so einfachen Gesichtspunkten systematisieren. Einerseits werden innerhalb bestimmter strukturierter Wissensbereiche oder Paradigmen die Begrifflichkeiten immer differenzierter und das erarbeitete Wissen immer umfangreicher. Andererseits vervielfältigen sich aber auch die sogenannten Paradigmen oder theoretisch-methodischen Formen, einen bestimmten Gegenstand zu begreifen. Mehr und mehr hat sich das Bewußtsein durchgesetzt, daß wissenschaftliches Erkennen notwendigerweise perspektivisch, also vereinseitigend ist. Je mehr unser Wissen wächst, desto unwahrscheinlicher wird eine totalisierende, ganzheitliche Erkenntnis der Welt, ja sogar auch nur einzelner Weltausschnitte.

Bei aller Bindung an ein aufklärerisches Bildungsideal war sich

Schelsky doch des Umstandes bewußt, daß eine Synthese der einzelwissenschaftlichen Erkenntnisse nicht mehr auf philosophischem Wege zu leisten sei. Dennoch hielt er an der Notwendigkeit einer Integration der Wissenschaften fest:

»Reform der Universität, d. h. Gestaltung dessen, was in ihr »sowieso geschieht«, nämlich der Spezialisierung der Forschung und der Fächer, muß sich also auf die Integration der Wissenschaften richten; in dieser Form kommt das klassische *Ideal der Einheit der Wissenschaften* durchaus wiederum zum Tragen, aber nicht als ein geistiger Besitz etwa in Form eines philosophischen Systems, sondern als geistige und institutionelle Aufgegebenheit. Diese gegenläufige, integrierende Tendenz ist in der Forschung, *in der Wissensspezialisierung selbst zu verwirklichen*, nicht als populäre Synthese daneben. Dieses Prinzip der Integration der Wissenschaften ist als dauernder Reformgrundsatz anzuwenden, so daß gleichsam mit jedem Schritt der Spezialisierung, der erzwungen wird, eine Gegenmaßnahme der Integration erfolgt.«¹

Das Konzept eines »Zentrums für interdisziplinäre Forschung«, das als bleibendes Element der Schelskyschen Gründungskonzeption für die ostwestfälische Universität gelten kann, liegt genau in der Konsequenz dieser Einsichten und kann als institutioneller Ausdruck eines entsprechenden Gestaltungswillens gelten. Wie Klaus Dieter Bock herausgearbeitet hat, durchzieht der Grundgedanke einer institutionellen Verpflichtung der Wissenschaftler zur interdisziplinären Zusammenarbeit das gesamte Gründerwollen Schelskys, und dieser war sich durchaus bewußt, daß dies nur »gegen den Strom«, also durch eine besondere Verpflichtung der Wissenschaftler bei gleichzeitiger In-Aussichtstellung besonders günstiger Forschungsmöglichkeiten gelingen könne.²

Aber gerade in dieser Hinsicht wurden seine Vorstellungen bereits durch die Kollegen im Gründungsausschuß deutlich abgeschwächt.³

Was nun veranlaßte Schelsky, an die »dynamische wissenschaftliche Schwerpunktbildung der theoretischen Universität, die auf eine abgemessene Zeit – die jetzige Drei-Jahresbindung der Professoren an eine Universität wäre dafür sicherlich zu kurz – verbindlich eine an der Entwicklung der gleichen wissenschaftlichen Problematik von verschiedenen Fächern und Gesichtspunkten her interessierte Gelehrtengruppe zusammenbringt«⁴, zu glauben? Es ist nicht nur der Glaube an »das klassische Ideal der

Einheit der Wissenschaften«, sondern darüber hinaus *der Glaube an »die Rationalität der Weltgegenstände«*, welche durch das theoretische Vorgehen der neuzeitlichen Wissenschaft verdichtet wird. »Die Denkebene der wissenschaftlichen Theorie zeigt also klar eine Tendenz zum Zusammenhang der Wissenschaften; ob in mühseligen Fortschritten der Wissenschaften diese »Theorien« wiederum zu einer materiellen Ganzheit der wissenschaftlichen Welterfassung und -erkenntnis zusammenwachsen, wissen wir nicht; es ist prinzipiell nicht auszuschließen.«⁵ Diese Grundlage eines einheitlichen, aufklärerischen Vernunftbegriffs scheint uns heute fragwürdiger geworden zu sein. Dennoch haben wir keine bessere Vorstellung für die Begründung der Interdisziplinarität an ihre Stelle zu setzen. Nur insoweit als *vorausgesetzt* werden kann, daß interdisziplinäre Fragestellungen auf einem irgendwie gearteten gemeinsamen Vorverständnis von Gegenstand und Methode aufbauen, läßt sich solches Vorgehen begründen.

In welche Schwierigkeiten der Glaube an eine »Rationalität der Weltgegenstände« führt, kann hier nur anhand der Unterscheidung von Erfahrungsobjekt und Erkenntnisobjekt⁶ angedeutet werden: Das Erkenntnisobjekt einer Wissenschaft (z. B. die »Welt der Güter« in der Nationalökonomie) ist selbst bereits eine Abstraktion mit Bezug auf das Erfahrungsobjekt (z. B. »wirtschaftliche Aktivitäten«). Die Rationalität der Wirtschaftssubjekte ist nicht identisch mit derjenigen der Wirtschaftswissenschaft. Und die juristische oder soziologische Beschäftigung mit dem Erfahrungsobjekt »wirtschaftliche Aktivitäten« ist nicht weniger »rational« als diejenige der Ökonomie.⁷ Inwieweit und unter welchen Bedingungen unterschiedliche wissenschaftliche Perspektiven und die durch sie konstituierten Erkenntnisobjekte miteinander im Hinblick auf das bessere Verständnis eines bestimmten Erfahrungsobjekts vermittelbar sind, scheint eine der zentralen *offenen* Fragen des Programms der Interdisziplinarität zu sein.

2. Eigenarten interdisziplinärer Kommunikation

Den damit angedeuteten Problemen soll hier jedoch nicht auf wissenschaftstheoretischer Ebene, sondern anhand von Erfahrungen mit Versuchen der interdisziplinären Zusammenarbeit und

mit Beurteilungsprozessen hinsichtlich der interdisziplinären Qualität von Forschungsanträgen nachgegangen werden. Tatsache ist ja, daß im ZiF und anderswo Kommunikation zwischen den Vertretern verschiedener Disziplinen über bestimmte Gegenstände laufend stattfindet, und zwar durchaus mit nachweisbaren Erfolgen. Was aber sind die Bedingungen und Kriterien solchen Erfolges? Hier sollen nur einige Vermutungen geäußert werden, die sich sowohl auf eigene Erfahrungen als auf wissenschaftssoziologische und kommunikationstheoretische Überlegungen stützen. Es ist also eine Art »verwissenschaftlichter Primärerfahrung«, wie Schelsky sagen würde, die hier angeboten wird, keine Theorie der Interdisziplinarität. Damit bewegt sich das Argument genau auf der Ebene, die Schelsky als Voraussetzung des interdisziplinären Diskurses hochgehalten hat.

Was unterscheidet interdisziplinäres vom disziplinären wissenschaftlichen Arbeiten? Die Schwierigkeiten, Interdisziplinarität zu bestimmen, hängen mit der Unbestimmtheit des Disziplinbegriffs selbst zusammen. Wir können unterschiedliche Verfestigungsgrade wissenschaftlicher Kommunikation feststellen, die sich zudem in verschiedenen Dimensionen bewegen: gemeinsame Ursprungstraditionen, fachgesellschaftliche Zusammenschlüsse, universitäre Zuordnungsmuster, methodische Gemeinsamkeiten, gemeinsame Grundbegriffe und theoretische Prämissen sowie Affinitäten in der berufsmäßigen Anwendung sind solche offenkundige Dimensionen.⁸ Je mehr sich solche Gemeinsamkeiten überlappen, desto wahrscheinlicher und unproblematischer sind die Möglichkeiten einer intensiven wissenschaftlichen Kommunikation, und zwar weitgehend unabhängig von den spezifischen Fragestellungen und Gegenständen, mit denen sich die Forscher als Spezialisten beschäftigen. Die erwähnten Dimensionen verweisen dabei ihrerseits auf sehr unterschiedliche Kontexte und Motive: Wissenschaftshistorische Antezedenzen legitimieren Nähe und Ferne von Wissensgebieten, fachgesellschaftliche Zusammenschlüsse bestimmen in hohem Maße das System der Reputationszuweisung, Eingebundenheit in gleiche Fakultäten reduziert auf jeden Fall die Indifferenz, wengleich sie nicht immer die Sympathie steigert. Theoretische und methodische Gemeinsamkeiten bestimmen die Ähnlichkeit der kognitiven Muster, und der Umstand, daß gewisse Wissensgebiete typischerweise das Berufsbild gesellschaftlich bedeutender Gruppen prä-

gen, also der Grad der Professionalisierung bestimmter Wissensgebiete, macht einen bedeutenden Interessenkontext aus. Die Wahrscheinlichkeit wissenschaftlicher Kommunikation bestimmt sich also – dies sollte mit dieser Zwischenüberlegung dargetan werden – nicht nur nach Mustern kognitiver Ähnlichkeit, sondern auch nach Interessen, institutionellen Voraussetzungen und Traditionen.

Der Begriff des Faches oder der Disziplin und die Vorstellungen über Nähe und Ferne von Disziplinen sind durch Gemeinsamkeiten und Unterschiede in *all* diesen Dimensionen bestimmt und dabei durchaus gradueller Natur. Die Unterscheidung von disziplinärer und interdisziplinärer Forschung muß daher ebenso als eine *graduelle*, nicht als eine kategoriale gesehen werden. Wissenschaftliche Aktivitäten sind gemäß dieser Vorstellung also in einem mehrdimensionalen Raum lokalisiert, wobei Nähe und Ferne in verschiedenen Dimensionen durchaus unterschiedlich sein können.

Neben den bisher erwähnten Strukturmerkmalen des Wissenschaftssystems müssen jedoch auch die *inhaltlichen* Gesichtspunkte beachtet werden, mit denen sich Forscher in spezialisierter Weise beschäftigen. Forschungsmäßige Kooperation findet ja heute typischerweise themenzentriert statt, und zwar auch innerhalb der Disziplinen.

Wissenschaftliche Themen können nun ihrerseits mehr oder weniger fachspezifisch sein: Regelmäßig sind sie zwar mit fachspezifisch geprägten Fragestellungen verbunden; vor allem im Bereich der Erfahrungswissenschaften verweist die Thematik jedoch gleichzeitig auf vorwissenschaftliche Gegebenheiten, die nicht nur in fachwissenschaftlicher, sondern auch in alltäglicher Sprache beschreibbar sind. Die Erfahrungswelt, in der wir alltäglich leben oder zu der wir durch Massenmedien u. ä. in einer alltagssprachlich vermittelten Weise Zugang haben, ist dabei typischerweise nach *anderen* Gesichtspunkten als denjenigen des Wissenschaftssystems geordnet. Diese unterschiedliche Ordnung der alltäglichen Erfahrungswelt erscheint als ein wesentlicher Anknüpfungspunkt interdisziplinärer Fragestellungen: Die spezialisierten Erkenntnisobjekte verschiedener Disziplinen beziehen sich häufig auf ähnliche oder gleichnamige Erfahrungsobjekte der vorwissenschaftlich geordneten Welt.⁹ Die an solchen Gegenständen und Problemen sich festmachenden Erkenntnisinteressen

verweisen nun häufig auf Fragestellungen unterschiedlicher Disziplinen, so daß hier die fehlende Gemeinsamkeit der wissenschaftlichen Perspektive durch *außerwissenschaftliche Gemeinsamkeiten* als Kommunikationsvoraussetzung ersetzt wird.

Es ließe sich anhand der Jahresberichte des ZiF leicht zeigen, daß insbesondere im Bereich der Thematiken von Arbeitsgemeinschaften der interdisziplinäre Bezug überwiegend über das Interesse an einem gemeinsamen Erfahrungsobjekt hergestellt wird. In derartigen Fällen ist zwar die Interdisziplinarität des Erkenntnisinteresses meist leicht zu begründen, aber eine wissenschaftliche Bearbeitung des Themas auf hohem Niveau ist damit noch keineswegs gewährleistet. Denn nur in dem Maße, in dem mit Bezug auf derartige Erfahrungsobjekte disziplinäres Wissen tatsächlich bereits akkumuliert ist, kann ein interdisziplinärer Austausch Erkenntnisfortschritte bringen. Nicht selten lassen jedoch die Anträge den Nachweis der disziplinären Voraussetzungen für die interdisziplinäre Behandlung des Themas vermissen. An die Stelle des Verweises auf den Forschungsstand tritt lediglich der Verweis auf das Vortragsthema eines Wissenschaftlers.

Es ist ein Mißverständnis, aus der nicht eindeutigen disziplinären Zuordenbarkeit eines Themas auf dessen Interdisziplinarität zu schließen. Häufig handelt es sich schlicht um wissenschaftlich noch nicht erschlossene, erst zu explorierende Themen. Dabei kann selbstverständlich die Kommunikation der Vertreter unterschiedlicher Disziplinen hilfreich sein. Aber in solchen Fällen sollte für die Förderungspraxis des ZiF nicht die Aktualität, sondern die Überlegung den Ausschlag geben, ob ein Fortschritt in der wissenschaftlichen Durchdringung des Themas im beschränkten Zeithorizont einer Arbeitsgemeinschaft tatsächlich zu erwarten ist. Im strengen Sinne vollzieht sich dann allerdings günstigstenfalls ein *multidisziplinäres Herantasten* an ein neues Forschungsproblem, jedoch kein interdisziplinärer Austausch.

Schelskys Vorstellungen interdisziplinärer Zusammenarbeit waren jedenfalls nicht primär an solch vorwissenschaftlichen Begründungen, sondern an Eigenschaften des wissenschaftlichen Erkenntnisprozesses selbst orientiert. Er ging von der Vorstellung aus, daß latente Gemeinsamkeiten wissenschaftlicher Erkenntnisse durch Disziplinargrenzen und sonstige Kommunikationshindernisse nicht erkannt würden, daß die Spezialisierung der Wissenschaftler sie blind mache für mögliche Weiterungen

gewonnener Erkenntnisse und daß der Erkenntnisfortschritt nicht nur der analytischen, sondern auch der synthetischen Leistungen bedürfe.

Interdisziplinarität ist also nie ein gegebener, sondern ein herzustellen-der Zustand, eine spezifische, besonders voraussetzungs-volle Form wissenschaftlicher Kommunikation, sozusagen eine *Wissensproduktion zweiter Ordnung*. Sie setzt einschlägiges disziplinäres Wissen voraus, das jedoch typischerweise nicht problemlos mit demjenigen anderer Disziplinen vermittelt werden kann.

Interdisziplinäres Arbeiten im strengen Sinne ist ein voraussetzungs-voller Prozeß. Es vollzieht sich wesentlich in der *Identifikation vergleichbarer Fragestellungen, Begrifflichkeiten und Forschungsergebnisse im Kontext unterschiedlicher disziplinärer Grundannahmen, Fachsprachen und Methoden*. Interdisziplinäre Kommunikation kann sich also gerade nicht auf jene Selbstverständlichkeiten verlassen, die die disziplinäre Kommunikation so sehr erleichtern: Die Gemeinsamkeiten der perspektivischen Grundannahmen und Auswahlgesichtspunkte, durch die das fachwissenschaftliche Erkenntnisinteresse geformt wird, die grundbegrifflichen Prämissen und die Eigenarten der fachwissenschaftlichen Methodik. Deren Gewicht für die in Frage stehenden interdisziplinären Problemstellungen muß vielmehr in einem kommunikativen Prozeß ausgelotet werden, will man nicht zu voreiligen Analogiebildungen, Synthesen oder auch Inkompatibilitätsfeststellungen gelangen.

3. Zum Beispiel:

Die Forschungsgruppe »Steuerung und Erfolgskontrolle im öffentlichen Sektor«

Wie das im einzelnen geschieht und wodurch die Kommunikation im Einzelfall erfolgreich wird, läßt sich wohl kaum in allgemeiner Form feststellen. Die bisherigen Erfahrungen mit den längerfristigen Forschungsgruppen des ZiF lassen jedenfalls erkennen, daß jede Forschungsgruppe ihre eigene Geschichte schreibt und mit spezifischen Verständigungsschwierigkeiten zu kämpfen hat.

Eher im Sinne einer Illustration soll deshalb an dieser Stelle auf

einige Erfahrungen zu Aspekten der Interdisziplinarität im Rahmen der Forschungsgruppe »Steuerung und Erfolgskontrolle im öffentlichen Sektor« verwiesen werden, die zu konstituieren und zu koordinieren mir die Fazilitäten des ZiF im akademischen Jahr 1981/82 ermöglicht haben.¹⁰

Anlaß, gerade diese Thematik zum Gegenstand einer Forschungsgruppe zu machen, war die Beobachtung, daß sowohl im Rahmen der Ökonomie wie der Soziologie und der Politikwissenschaft sich in den 60er und 70er Jahren ein neues Interesse an der Staatstätigkeit entwickelte. Diese Parallelität der Interessen wird vor dem politischen Hintergrund verständlich: In den Vereinigten Staaten wirkte die Johnson-Administration und ihr »War against Poverty«, in der Bundesrepublik Willy Brandts »Politik der inneren Reformen« auslösend. Die einschlägigen Entwicklungen in den einzelnen Disziplinen nahmen jedoch kaum Notiz voneinander, und überdies machte der unterschiedliche historische und politische Kontext in den USA und in der Bundesrepublik Verzerrungen bei der Übernahme der vorauslaufenden sozialwissenschaftlichen Bemühungen in den Vereinigten Staaten deutlich.

Die Zusammensetzung der Forschungsgruppe erfolgte deshalb bewußt nach interdisziplinären und internationalen Gesichtspunkten, wobei sich der unterschiedliche Zuschnitt der disziplinären Grenzen in den Sozialwissenschaften der Vereinigten Staaten und der Bundesrepublik als die Kommunikation eher erleichternd auswirkte.

Natürlich war ein gemeinsames Interesse an der Staatstätigkeit kein ausreichender Selektionsgesichtspunkt für die Teilnehmer. Die Staatstätigkeit sollte vielmehr in einer spezifischen Perspektive, welche nach meinem Eindruck in den verschiedenen Disziplinen teils implizit, teils explizit verhandelt wurde, also unter dem Gesichtspunkt einer bestimmten Problemstellung, nämlich demjenigen der politischen Steuerung und den Grenzen der Steuerbarkeit untersucht werden. Ohne an dieser Stelle weiter auf die inhaltliche Problemstellung einzugehen, stellt sich die Frage, wie diese sich für die weitere Arbeit der Forschungsgruppe als sehr fruchtbar erweisende Perspektive zustande kam. Daß mir Parallelitäten in den verschiedenen Wissenschaftsgebieten auffielen, hängt zweifellos damit zusammen, daß ich selbst kein »reiner Soziologe« bin, sondern über ein juristisches und wirtschaftswis-

senschaftliches Studium den Weg zur Soziologie gefunden habe. Über meine Beschäftigung mit Sozialpolitik gewann ich auch Zugang zu politikwissenschaftlichen Fragestellungen.¹¹ Wahrscheinlich ist eine gewisse *multidisziplinäre Orientierung des oder der Projektleiter* von entscheidender Bedeutung sowohl für die Findung geeigneter Probleme als auch für die Auswahl geeigneter Personen. Es zeigte sich übrigens, daß auch unter den einflußreichen Mitgliedern der Forschungsgruppe überwiegend solche waren, die ihrerseits über eine multidisziplinäre Ausbildung oder Wissenschaftspraxis verfügten. Die Kommunikationsprobleme, welche auch im Rahmen der Forschungsgruppe häufig auftauchten, konnten durch derartige ›Übersetzer‹ reduziert werden.¹² Der *interdisziplinäre Verständigungsprozeß* erfolgte im übrigen weitgehend *implizit und indirekt*. Bereits in der Vorbereitungsphase konnte ein Programm für die Eröffnungskonferenz entwickelt werden, dessen Problemstellungen quer zu den Disziplinen lagen, und so wurde auch in der Folgezeit verfahren. Es fiel in der Regel nicht schwer, derartige verbindende Themen (z. B. Regierbarkeit, Bürokratietheorie, Koordinationsformen u.a.m.) zu finden, für die sich die Vertreter mehrerer Disziplinen interessierten. Größere Schwierigkeiten gab es hinsichtlich unterschiedlicher methodischer Orientierungen, etwa zwischen den an verbalen und formalen Theorien interessierten Mitgliedern der Gruppe. Durch mehrere Arbeitstagungen, zu denen auch weitere Bielefelder und auswärtige Gelehrte herangezogen wurden, konnten bestimmte Aspekte der Problematik vertieft werden.¹³ Zahlreiche Themen wurden in kleineren Teilgruppen bearbeitet, wobei jedoch stets Wert darauf gelegt wurde, daß auch die Teilgruppen interdisziplinär zusammengesetzt waren. Als es gegen das Ende des Forschungsjahres ging, hatten die zahlreichen Aktivitäten eine schon fast unübersehbar gewordene Vielzahl von Arbeitspapieren, Vortragsmanuskripten, Protokollnotizen u. ä. hervorgebracht, die alle ›irgendwie‹ mit dem Thema zu tun hatten, aber sich keiner erkennbaren Ordnung fügten. Entschlossen, dennoch eine Abschlußpublikation zustande zu bringen, begann ich aus der Vielzahl der Vorlagen diejenigen Themen herauszugreifen, die eine gewisse Affinität zueinander zeigten, und suchte sie in eine grobe thematische Ordnung im Hinblick auf das Gesamtthema zu bringen; dabei war selbstverständlich auch zu berücksichtigen, daß keine Mitglieder der

Forschungsgruppe ausgeschlossen wurden. Aus solchen Überlegungen erwuchs ein erster Entwurf für eine Abschlußpublikation, der dem Plenum der Forschungsgruppe etwa einen Monat vor Beendigung der Arbeiten vorgelegt wurde. Daraus entwickelte sich ein überraschend intensiver Diskussionsprozeß, im Rahmen dessen zahlreiche Lücken und Inkonsistenzen des vorgelegten Gliederungsentwurfs aufgedeckt und Vorschläge für eine Neustrukturierung unter Einschluß neuer und Ausschluß alter Themen gemacht wurden. Im Rahmen von zwei mehrtätigen intensiven Diskussionen entstand das Konzept eines von der Forschungsgruppe gemeinsam zu schreibenden Bandes, wobei selbstverständlich vorliegende Beiträge in vielen Fällen als erste Entwürfe der zu schreibenden Kapitel gelten konnten.¹⁴ Dank einer ausgezeichneten *Protokollierung* dieser Diskussionen durch der Forschungsgruppe zugeteilte wissenschaftliche Hilfskräfte war es möglich, den Ertrag dieser Diskussionen einerseits in die Form einer zusammenfassenden Skizze des gesamten Bandes und andererseits in kapitelspezifische Protokollnotizen zu gießen, die dann den prospektiven Autoren (unter denen sich auch einige Gäste der Forschungsgruppe befanden) zur Verfügung gestellt wurden. Ein Entgegenkommen des Direktoriums des ZiF ermöglichte ein *erneutes Treffen* der Autoren des Abschlußberichtes zehn Monate später (Juni 1983), auf dem erste Entwürfe der Kapitel des geplanten Bandes diskutiert wurden. Diese Diskussion führte zu erneuten konzeptionellen Überlegungen und zu einigen kleineren Modifikationen in der Gliederung des Bandes, wobei die Diskussionsergebnisse wiederum im Hinblick auf die einzelnen Kapitel individuell ausgewertet und mitgeteilt wurden. Dieser erhebliche Aufwand hat sich rückblickend gelohnt, da nach Auffassung vieler Beteiligten ein bemerkenswert kohärenter Band entstanden ist. Auch die gegebenen Autorenzusagen wurden bis auf vier Beiträge eingehalten, wobei zwei durch das Einspringen anderer Autoren kompensiert werden konnten. Versucht man, die Bedingungen dieses insgesamt erfolgreichen Kooperationsprozesses zu rekonstruieren, so gelangt man zu einer *Mischung von spontanen und beeinflussbaren Faktoren*. Neben den individuellen Voraussetzungen auf seiten der ausgewählten Forscher (einschließlich ihrer überwiegend hohen Kooperationsbereitschaft) hat sich zweifellos auch der institutionelle Zwang zur Kooperation im Rahmen der programmierten Aktivi-

täten der Forschungsgruppe und die damit verbundene soziale Kontrolle durch die Gruppe positiv ausgewirkt. Ebenso wichtig aber war die Verfügbarkeit eines gewissen operativen Stabes auf seiten des Projektleiters, d. h. des von seiten des ZiF zur Verfügung gestellten wissenschaftlichen Assistenten und weiterer wissenschaftlicher Hilfskräfte, die mit bemerkenswertem Einfühlungsvermögen die wichtigsten Ergebnisse der ja oft kontrovers geführten Diskussionen festzuhalten verstanden. Häufig wurden Diskussionsprotokolle oder auch spontane ›Nachschriften‹ zu einzelnen Diskussionen von Mitgliedern der Forschungsgruppe angefertigt, so daß auch auf diese Weise ein *mehrfacher Kommunikationsprozeß über ähnliche Thematiken* zustande kam, welcher von entscheidender Bedeutung für das In-Gang-Kommen von Verständigungsprozessen zwischen recht heterogenen Ausgangspunkten gewesen ist. Von größter Bedeutung war schließlich die Konvergenz der Diskussionen auf das Problem der Lernfähigkeit im politischen System, das sich als eine Disziplinen übergreifende und daher integrierende Perspektive bewährte.¹⁵ Zwei Beispiele der innovativen Begegnung unterschiedlicher Disziplinen im Rahmen des Forschungsjahres seien abschließend wenigstens kurz erwähnt: Zu Beginn der Forschungsgruppe standen ökonomische und soziologische Theorien der Bürokratie weitgehend beziehungslos nebeneinander. Vor allem mit dem Mittel spieltheoretischer Modellierungen (eine Methode, die grundsätzlich für ökonomische und soziologische Probleme anwendbar ist) gelang es in der Folge, hier auch einen substantiellen Brückenschlag zu leisten. – Ein weiterer bedeutungsvoller Brückenschlag gelang im Bereich institutioneller Analysen: Hier wurden deutliche Analogien zwischen den politikwissenschaftlichen und ökonomischen Ansätzen der ›Institutional Economics‹ in den USA und der nationalökonomischen Ordnungstheorie deutscher Prägung herausgearbeitet; beide profitierten weiterhin vom Einbezug der durch die Organisationssoziologie eingebrachten Mehrebenenanalyse. Der Kern der hier erreichten interdisziplinären Zugewinne dürfte wohl in folgendem Umstand zu sehen sein: Die spezifischen Perspektiven der Einzelwissenschaften reduzieren die Erfahrungsobjekte in unterschiedlicher Weise und richten damit die Aufmerksamkeit auch auf unterschiedliche Sachverhalte. Wenn es nunmehr gelingt, mehrere einzelwissenschaftliche Perspektiven so aufeinander zu beziehen, daß das Gemeinsame

und Analoge ihrer Erkenntnisse in den Vordergrund tritt, so ergibt sich gleichzeitig auch ein Bild derjenigen Gesichtspunkte, die von den Einzelperspektiven vernachlässigt werden, deren Bedeutung jedoch für das Verständnis des Erfahrungsobjektes aus einer anderen fachwissenschaftlichen Perspektive deutlich zu machen ist. Dies bildet dann den Anlaß zu komplexeren Rekonstruktionen des anstehenden Problem- oder Objektbereichs.

4. Hindernisse interdisziplinärer Zusammenarbeit

Der Grundgedanke der *Schelskyschen* Universitätskonzeption, nämlich qualifizierte Wissenschaftler für längere Zeiträume im Hinblick auf gemeinsame Problemstellungen zur interdisziplinären Zusammenarbeit zu veranlassen, konnte im Rahmen der Universität Bielefeld bisher wohl nur in Ausnahmefällen realisiert werden. Das Konzept fakultätsübergreifender Forschungsschwerpunkte, das recht genau Schelskys ursprünglichen Intentionen entspricht, hat – zum mindest nach meinen auch durch Erfahrungen in der Universitäts-Forschungskommission bestärkten Eindrücken – weder ausreichende persönliche Motivation zur dauerhaften Zusammenarbeit mobilisiert noch die erforderliche institutionelle Unterstützung durch die Fakultäten erfahren. Auch was die Beteiligung der Universitätsangehörigen an den Aktivitäten des ZiF angeht, wurden die Erwartungen und Forderungen Schelskys nicht realisiert. Bereits im Rahmen seines Konzeptes einer »theoretischen Universität« hatte er gefordert, »daß Professoren und Studenten institutionell verpflichtet werden, einen beträchtlichen Teil ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit inter-fakultativen und interdisziplinären Studien zu widmen. Die Formen dieser Zusammenarbeit wären zu erproben und festzulegen; sie müßte über bloße Kolloquien oder »Symposien« hinausreichen und Methoden der gemeinsamen wissenschaftlichen Arbeit entwickeln.«¹⁶ Und im Rahmen der von ihm entworfenen »Grundzüge einer neuen Universität« ging er davon aus, daß die am geplanten »Zentrum für interdisziplinäre Forschung« einzurichtenden Forschungsgruppen überwiegend aus Forschern der Universität Bielefeld bestehen würden, die hierfür durch den jährlichen Wechsel von Forschung und Lehre jeweils ein Jahr lang freigestellt werden sollten.¹⁷ Was die Vorstellung einer entspre-

chenden Beteiligung der Studenten angeht, so muß hinzugefügt werden, daß die ursprünglichen Vorstellungen Schelskys eine ›Forschungsuniversität‹ vorsahen, deren Grundeinheiten (die heutigen Fakultäten!) den Charakter von Großforschungsinstituten tragen sollten, in denen nur wenige Studenten aufgenommen und ausgebildet werden.¹⁸

Das Schicksal dieser Ideen ist bekannt. Gründungsausschuß und Senat der Universität Bielefeld brauchten kurz nach der Universitätsgründung nicht viel mehr als eine Stunde, um sich über eine Erhöhung der Richtzahl der Studenten von 3 500 auf 10 000 zu einigen, ohne daß in den damaligen Beratungen die strukturellen Konsequenzen eines solchen Beschlusses erörtert worden wären. Auch die Auslegung durch den Wissenschaftsminister der in § 117 der Universitätssatzung noch annähernd bewahrten Idee eines jährlichen Wechsels von Lehre und Forschung brachte nicht die von Schelsky erhofften Erleichterungen für die Forschung, denn die Freistellung im Rahmen eines Forschungsjahres mußte durch die Verdoppelung der Lehrleistung im Rahmen des Lehrjahres im voraus ›verdient‹ werden. Auch richtete sich die Berufungspolitik der Fakultäten immer weniger an fakultätsübergreifenden Gesichtspunkten aus, so daß heute das ZiF eher als Torso denn als Dach der ursprünglichen Universitätskonzeption da steht. Die an der Bildungsexpansion orientierte Hochschulpolitik und deren Akzeptanz durch die Bielefelder Universitätsorgane haben zu einer weitgehenden Angleichung der Universität Bielefeld an den vorherrschenden Universitätstypus geführt.

Daraus folgt für die Beteiligung der Universitätsangehörigen an der Arbeit des ZiF, daß sie lediglich als Leiter einer Forschungsgruppe mit Freistellung von den übrigen Verpflichtungen an der Universität rechnen können (und auch dies wurde erst nachträglich in langen Verhandlungen mit dem Wissenschaftsminister erreicht), während andere Formen der Beteiligung an einer längerfristigen interdisziplinären Zusammenarbeit keinerlei Kompensation erfährt. Es kann daher auch nicht überraschen, daß die Forschungsgruppen am ZiF sich regelmäßig ganz überwiegend aus eingeladenen Gästen zusammensetzen. Für sie sehen die Regelungen des ZiF die zeitweise Beurlaubung von den Pflichten an ihren Heimatinstitutionen vor, während die Beteiligung von Bielefelder Wissenschaftlern nur in Konkurrenz zu ihren übrigen Aufgaben möglich ist.

Diese Feststellungen machen allerdings noch nicht genügend deutlich, warum und inwiefern es besondere Anreize und Kompensationen für interdisziplinäres Arbeiten bedarf, wie von *Schelsky* stets hervorgehoben worden ist. Drei Gesichtspunkte seien abschließend und in Zusammenfassung des bisher Gesagten hervorgehoben:

- a) *Interdisziplinäre Problemstellungen drängen sich für Wissenschaftler, die voll in einer bestimmten Disziplin verankert sind, nur ausnahmsweise auf.* Ihre individuelle Bearbeitung setzt in der Regel nicht nur die Verarbeitung der spezialisierten Wissensbestände einer anderen Disziplin zu einem bestimmten Thema voraus, sondern auch eine gewisse Vertrautheit mit deren Methoden und Grundannahmen, wenn eine angemessene Einordnung und kontrollierte Feststellung von vergleichbaren Erkenntnissen möglich sein soll. Derselbe Prozeß kann natürlich auch kommunikativ zwischen ähnlich spezialisierten Forschern aus unterschiedlichen Disziplinen ablaufen, setzt aber auch dann einen erhöhten Zeitaufwand voraus, da weniger Prämissen als selbstverständlich vorausgesetzt werden dürfen als bei der disziplininternen Kommunikation. Häufig muß sich die Verständigung des Umweges über eine hochredundante, alltagssprachliche ›Übersetzung‹ disziplinärer Einsichten vollziehen.¹⁹ Interdisziplinäre Arbeit ist daher vergleichsweise *zeitaufwendig* und *umweghaft*. |
- b) Vor allem in den Fällen, wo interdisziplinäre Problemlösungen auf dem Wege wissenschaftlicher Kooperation gefunden werden sollen, wie dies für die Aufgaben des ZiF charakteristisch ist, ist die *Kooperation mit spezifischen Risiken verbunden*. Häufig bleibt die Begegnung zwischen den Forschern unterschiedlicher Herkunft nur punktuell, auf die Zeit einer Tagung beschränkt. Häufig entsteht auch die persönliche Bekanntschaft erst im Zusammenhang mit einem bestimmten Projekt. Nicht selten ist auch die spezifische Qualifikation und Kompetenz eines Forschers nicht recht einschätzbar, da man mit den Prämissen und Standards seiner Disziplin nur ungenügend vertraut ist. Je nach Disziplin spielen überdies auch sprachliche und nationale Unterschiede eine zusätzliche, komplizierende Rolle. Der Chance zur Innovation, die mit interdisziplinären Fragestellungen häufig verbunden ist, stehen also erhöhte Risiken des Scheiterns bzw. der ergebnislosen Suche

nach Verständigung oder zuverlässiger Zusammenarbeit gegenüber.

- c) Diese geringere Berechenbarkeit interdisziplinärer Kontakte hängt endlich auch mit einem nicht-kognitiven, nämlich sozialen Umstand wissenschaftlicher Kommunikation zusammen: Die soziale Kontrolle des wissenschaftlichen Arbeitens vollzieht sich überwiegend innerhalb der disziplinären Grenzen. Unzuverlässigkeiten gegenüber den Angehörigen einer anderen Disziplin schlagen sich daher weniger leicht als Reputationsverlust nieder. Und umgekehrt: *Unter Gesichtspunkten wissenschaftlicher Reputation und Karrierechancen ist interdisziplinäre Arbeit häufig wenig ergiebig, und zwar um so weniger, je verfestigter die disziplinären Grenzen sind.*²⁰

Faßt man diese drei Gesichtspunkte zusammen, so wird deutlich, weshalb interdisziplinäre Zusammenarbeit meist nur »gegen den Strom« des normalen Wissenschaftsbetriebs zu realisieren ist. Das ließe sich auch an anderen Kooperationsformen – etwa wissenschaftlichen Beiräten, Sonderforschungsbereichen oder spezialisierten Forschungsinstituten – zeigen. Es bedarf typischerweise *spezifischer Anreize*, um interdisziplinäre Kooperation auf dem Niveau ernsthafter Auseinandersetzungen sicherzustellen und das wissenschaftliche Ergebnis über das Niveau von Sammelbänden mit freundlichen Nebenzitationen hinauszuhoben.

Von daher wird auch die Tendenz verständlich, bei der Antragsstellung beim ZiF vor allem für kurzfristige Arbeitsgemeinschaften entweder die Heterogenität der Perspektiven klein zu halten oder die Ansprüche an die Homogenität des Ergebnisses zu senken. Interdisziplinäre Forschung erfordert *erhöhte Anstrengungen*, wenn die Ergebnisse den im Rahmen der beteiligten Disziplinen akzeptablen Standards entsprechen sollen. Für die Arbeit des ZiF wäre daraus m. E. die Konsequenz zu ziehen, sich hinsichtlich der Zahl der zu fördernden Thematiken im Rahmen von kurzfristigen Arbeitsgemeinschaften eher zurückzuhalten. Vorrang sollte solchen Projekten gegeben werden, bei denen die Zusammenarbeit von Vertretern unterschiedlicher Disziplinen erkennbar einen konstitutive Vorbedingung für die Fruchtbarkeit des Ergebnisses ist. Dabei sollte allerdings der Disziplinbegriff nicht zu weit gezogen werden, sondern sich stärker am Abstand der faktischen Kommunikationschancen orientieren. Der disziplinäre Abstand von Verfassungsrechtlern und Strafrechtlern

dürfte beispielsweise nicht kleiner sein als derjenige zwischen Politikwissenschaftlern und Soziologen oder Sozialhistorikern. Entscheidender als die disziplinäre Herkunft der Teilnehmer sollte daher auch das *Moment heterogener Forschungstraditionen* sein, die zusammenzuführen das Ziel einer Arbeitsgemeinschaft ist. Je weiter dabei der Abstand zwischen den beteiligten Disziplinen, um so eher wäre darauf zu achten, daß die Arbeit mehrphasig erfolgt, so daß also auch Anträge, die eine *mehrstufige Zusammenarbeit* beinhalten, grundsätzlich förderungswürdiger erscheinen als solche auf ein einmaliges kurzes Zusammentreffen. Daß diese Empfehlung einer gewissen Konzentration der Mittel des ZiF auf weniger und dafür intensiver zu fördernde Projekte nicht mit den Erwartungen der zahlreichen Antragssteller innerhalb und außerhalb Bielefelds übereinstimmt, sei abschließend nicht verschwiegen.

Anmerkungen

- 1 H. Schelsky, *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Reinbek b. Hamburg 1963, S. 275 (zweite Hervorhebung von mir).
- 2 Vgl. K. D. Bock, »Helmut Schelsky: Hochschulreformer ›auf eigene Faust‹. Zur Vorgeschichte der Bielefelder Universitätsgründung«, in: H. Baier (Hg.), *Helmut Schelsky – ein Soziologe in der Bundesrepublik*, Stuttgart 1986, S. 167-181.
- 3 Vgl. ebd., S. 174 f.
- 4 H. Schelsky, a.a.O., S. 314. – Nur der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß sich dieser Gedanke nicht allein auf das ZiF sondern auf die Gesamtstruktur des von ihm als Element eines differenzierten Hochschulsystems vorgeschlagenen Typus der ›Forschungsuniversität Bielefeld‹ bezog.
- 5 Ebd., S. 286 f.
- 6 Zu dieser Unterscheidung vgl. zuerst A. Amonn, *Objekt und Grundbegriffe der Nationalökonomie*, 2. Aufl., Leipzig und Wien 1927, S. 21 ff.
- 7 Zum Problem unterschiedlicher Rationalitätstypen vgl. P. Diesing, *Reason in Society. Five Types of Decisions and their Social Conditions*, Westport (Conn.) 1973.
- 8 Zu einer systematischeren Dimensionierung disziplinärer Orientierungen vgl. F.X. Kaufmann, »Nationalökonomie und Soziologie. Zum Problem der Interdisziplinarität in den Sozialwissenschaften«,

in: E. Küng (Hg.), *Wandlungen in Wirtschaft und Gesellschaft. Festschrift für Walter Adolf Jöhr*, Tübingen 1980, S. 35 ff.

- 9 Dabei ist nicht nur an traditionelle ›Namen der Dinge‹, sondern ebenso an die ›Namen der Probleme‹ und die mit ihnen verbundenen Anwendungs- und Verwertungsinteressen wissenschaftlichen Wissens zu denken. Die Lösung eines technischen Problems beispielsweise setzt regelmäßige Kenntnisse aus unterschiedlichen Disziplinen voraus, die bezogen auf dieses konkrete Problem gebündelt werden müssen. Endlich ist nicht zu übersehen, daß auch unsere Alltagssprache und damit unsere Wahrnehmungsmuster der Welt heute bereits hochgradig verwissenschaftlicht sind: Worte wie Frustration, AIDS, saurer Regen oder Totalitarismus gehen auf ursprünglich wissenschaftliche Begriffe zurück, haben sich aber – häufig bei gleichzeitiger Bedeutungsausweitung – in der gehobenen Alltagssprache fest etabliert und können nun als Verweisungsmuster interdisziplinärer Fragestellungen dienen.
- 10 Für Informationen über die Arbeit der Forschungsgruppe sei auf die Jahresberichte des ZiF verwiesen: 1980: 85 ff., 107 ff.; 1981: 33 ff., 89 ff.; 1982: 21 ff., 39 f., 49 f., 69 ff., 74 ff.; 1983: 54 ff. – Für eine ausführlichere Darstellung von Aspekten des Forschungsablaufs vgl. F.X. Kaufmann, ›Das ZiF, ein Ort interdisziplinärer Forschung‹, in: *Merkur* 37. Jg. (1983), S. 464-468, sowie ders., ›Introduction: History of the Project and Background to the Problem‹, in: F.X. Kaufmann, G. Majone, V. Ostrom (Eds.), *Guidance, Control and Evaluation in the Public Sector – the Bielefeld Interdisciplinary Project*, Berlin und New York 1986, S. 3-24.
- 11 Für die Wahl der Problemstellung erfuhr ich die entscheidende Anregung durch ein älteres, gemeinsam von einem Politikwissenschaftler und einem Wirtschaftswissenschaftler verfaßtes Buch: R.A. Dahl/C. Lindblom, *Politics, Economics, and Welfare* (1953), 2. Aufl., Chicago-London 1976.
- 12 Nur am Rande sei vermerkt, daß die Gruppe auch mit sprachlichen Übersetzungsproblemen zu kämpfen hatte. Grundsätzlich waren Deutsch und Englisch gleichberechtigte Diskussionssprachen, aber im Laufe der Zeit begann das Englische doch deutlich zu dominieren und die Auffassung des Gegenstandes zu prägen. Eine wichtige Erfahrung dieser Zusammenarbeit war für mich, wie sehr der sprachliche Kontext auch die Auffassung des Gegenstandes mitbestimmt!
- 13 Erwähnenswert ist vielleicht auch der ›Umweg‹ über den Disziplinen gemeinsame Klassiker, bes. A. Smith und A. de Tocqueville. Eine der ersten ›spontanen‹ Teilgruppenbildungen resultierte aus dem gemeinsamen Interesse von Mitgliedern der Forschungsgruppe, sich mit Adam Smith zu beschäftigen. Dies führte zu einem Symposium, zu dem namhafte Spezialisten der Smith-Forschung eingeladen werden

konnten, und zu einer ersten gemeinsamen Publikation: F.X. Kaufmann und H.G. Krüsselberg (Hg.), *Markt, Staat und Solidarität bei Adam Smith*, Frankfurt und New York 1984.

- 14 Rückblickend kann festgehalten werden, daß von den insgesamt 39 Beiträgen des in Anm. 10 erwähnten Abschlußberichts nur 6 in erkennbarer Form auf Vorlagen zurückgehen, die bereits während des Forschungsjahres geschrieben wurden. 17 Beiträge betreffen Themen, die nicht auf während des Forschungsjahres entstandene Arbeitspapiere zurückgehen. Die verbleibenden 16 Beiträge beziehen sich thematisch auf Arbeiten aus dem Forschungsjahr, stellen jedoch inhaltlich weitgehende Neubearbeitungen dar.
- 15 Das Thema »organisatorische und politische Lernfähigkeit« wurde schon früh (Januar 1982) Gegenstand einer Teilgruppe und hat sich dann sehr allmählich, sozusagen unter der Hand, als die Zentralperspektive des von etatistischen und marktwirtschaftlichen Theorie- und Ideologieüberschüssen gereinigten Steuerungsthemas erwiesen.
- 16 H. Schelsky, a.a.O., S. 314.
- 17 Vgl. H. Schelsky, »Das Zentrum für interdisziplinäre Forschung. Eine Denkschrift«, in: P. Mikat/H. Schelsky, *Grundzüge einer neuen Universität. Zur Planung einer Hochschulgründung in Ostwestfalen*. Gütersloh 1966, S. 80f.
- 18 Die Planungsrichtzahl betrug damals 3500 Studenten oder 30 Studenten pro Professor. Ein intensiver Kontakt zwischen Professoren und Studenten sollte außerdem durch Studiengruppen sichergestellt werden.
- 19 Dem liegt der Sachverhalt zugrunde, daß »die ›Alltagserfahrung‹, von der unsere Theorie ausgeht, natürlich der gemeinsame Ausgangspunkt *aller* empirischen Einzeldisziplinen (ist).« Max Webers Besprechungsaufsatz »Die Grenznutzenlehre und das ›Psychophysische Grundgesetz« (1908) (*Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, 3. Aufl., Tübingen 1968, S. 384-399, Zitat. S. 393) stellt übrigens ein immer noch eindruckliches Exempel der Kritik voreiliger interdisziplinärer Analogiebildungen dar.
- 20 Im Rahmen der unter Abschnitt 3 skizzierten Forschungsgruppe wurde dies an den Schwierigkeiten deutlich, juristischen Sachverstand auf Dauer für die Forschungsgruppe zu mobilisieren.